

Flimmerkiste und seelische Bewegung*

Rainer Schönhammer

Eine Vorbemerkung: Wenn ich versuche, die idealtypische Fernsehsituation zu skizzieren, also über *das* Fernsehen als Bestandteil *des* Alltags spreche, will ich Spielarten von ›Fernsehen‹ nicht leugnen, sondern im Gegenteil verständlich machen.

Die Umfrageforschung zeichnet ein paradoxes Bild: Fernsehen zieht an und wird zugleich vielfach negativ bewertet (vgl. Doehlmann 1991). Feststellungen wie ›Fernsehen ist totgeschlagene Zeit‹ finden breite Zustimmung. Werden hier leistungsorientierte Normen nachgeplappert? – Im Kontext mit anderen Aussagen wird deutlich: Man spricht von der eigenen Stimmung, besser: Verstimmung. – Wem wäre die Erfahrung fremd: Man fühlt sich vor dem Fernseher gelangweilt, ausgelaugt bzw. gereizt.

Bei dem Diktum »Fernsehen macht traurig« (Dieckhoff 1992) mag Ihnen vielleicht ein für die persönlichen Verhältnisse besonders ausgedehnter Fernsehabend einfallen. Die Fernseh-Dysphorie kann sich aber auch schon kurz nach dem Anschalten einstellen. – Dennoch schaltet man den Apparat immer wieder an.

Ein merkwürdiges Phänomen: Fernsehen ist und bleibt anziehend, obwohl es das Wohlbefinden oft genug mindert. Wie läßt sich dieses Paradox verstehen? Wie geht der bleibende Erfolg des Medi-

* Der vorliegende Text ist die gekürzte Fassung des in Köln gehaltenen Vortrags und zugleich ein auszugsweiser Vorabdruck eines in Vorbereitung befindlichen Buches zum Thema.

ums mit der Dysphorie zusammen? – Fürs erste will ich diese Antwort thesenhaft andeuten, um die Sache dann Schritt für Schritt Gestalt annehmen zu lassen.

Die These: Fernsehen zieht an, weil es Ablenkung, Zerstreung, Entspannung verspricht – und zwar gewissermaßen automatisch: Einschalten, um abzuschalten. In gewisser Weise funktioniert das auch. Deshalb bleibt die Sache attraktiv. Aber es funktioniert auf eine Weise, die das Gemüt mit einem Zuviel und Zuwenig zugleich schlägt. Fernsehen bringt die Seele in eine unglückliche Mitte zwischen Getragen- und Mitgerissenwerden.

Um anschaulich – und diskutierbar – zu machen, was damit gemeint ist, will ich nun die Situation Fernsehen gewissermaßen einkreisen. Durch Vergleiche mit anderen Angeboten bzw. Anforderungen an die Gemütsbewegung wird aus wechselnden Perspektiven Licht auf unseren Gegenstand fallen.

Erlauben Sie mir das Vergleichen mit einer Situation jenseits des Entspannens bzw. der Unterhaltung zu beginnen: angestrengtem Nachdenken. Auch das kann bekanntlich depressiv machen. Nehmen wir relativ harmlose und alltägliche Beispiele: Es gilt eine Hauptseminararbeit, einen Artikel oder einen Vortrag zu strukturieren. Man hat den Stoff gesichtet, auch schon ein paar Ideen, aber die Struktur fehlt noch. Um zu der zu gelangen, spannt sich das Gemüt. Aber zunächst bewegt sich gar nichts. Man ist voll Wille zur Bewegung, sieht aber den Weg noch nicht. Zusammen ergibt das ein quälendes Gefühl der Lähmung.

Man muß nicht gerade in einem derartigen Tief sein, um Dispens von zielgerichtetem Tun zu wünschen. Auch ein normaler Werktag weckt das Bedürfnis nach Entspannung. Man greift vielleicht zu einem Roman. Ganz abgesehen von allem Inhalt bietet der dem Gemüt Erlösung vom Setzen bedeutenderer oder bescheidenerer Ziele, vom Spannen intentionaler Bögen. Der Weg ist schon da, der Bogen sozusagen gespannt.

Aber: Man muß die Struktur doch aufs neue mit Leben füllen, aus eigener Kraft den quasi zusammengefalteten Bilderbogen wieder entblättern. Da kommt es schon vor, daß der Blick unglücklich auf die Zentimeter des noch nicht Gelesenen fällt. Oder man ertappt sich dabei, daß die Gedanken den Augen nicht folgen – und versucht vielleicht wieder aufzuspringen – oder legt das Buch eben zur Seite.

Was tun? Zum Beispiel den Fernseher anschalten. Hier haben die Bilder schon ihr eigenes Leben. Man muß sich nur mitnehmen lassen. So sieht es auf den ersten Blick aus. Und – wie gesagt – in gewisser Weise funktioniert es auch. Und doch: Das Gemüt kommt nicht recht in Bewegung. Oft kriecht es dahin, während ihm die Bilder davonlaufen. Es wird von ihnen weder sanft getragen noch machtvoll mitgerissen.

Die traditionelle Fernsehforschung hat vielfältige Belege dafür geliefert, daß die Fernsehbilder dem Gemüt davonlaufen. Grob gesagt, sind zwei Aspekte namhaft gemacht worden (vgl. Weidenmann 1989):

1. Unter dem Gesichtspunkt des Materials des Angebots wurde befunden: Schnelle Schritte, insgesamt hastiger Wechsel, machen es dem Subjekt schwer mitzugehen. Man hat insbesondere vom Problem der »inneren Verbalisierung« gesprochen (Sturm 1991). Das trifft die Sache zwar nicht ganz, weist aber doch auf das Wesentliche hin: Die Gemütsbewegung kommt durch einen geschwinden Bilderstrom allein noch nicht in Gang. Auf die eine oder andere Weise muß sie Gelegenheit zum Aufspringen haben.

2. Auf der Seite des Rezipienten hat man komplementär eine besonders geringe Konzentrationsbereitschaft ausgemacht. Wenn man die Leute etwa in Experimenten dazu bringt, sich stärker als sonst auf Sendungen zu konzentrieren, bekommen sie auch mehr mit. Es ist ja z.B. ein immer wieder bestätigtes und viel zitiertes Forschungsergebnis, daß von der Tagesschau kaum etwas behalten wird.

Der objektive und der subjektive Aspekt, Hast des Angebots und Trägheit der Nachfrage, müssen nicht als alternative Erklärungen verstanden werden. Beides kann sich ergänzen, beides zu dem Ergebnis beitragen, daß die Bilder dem Gemüt davonlaufen.

Aber: Müssen die Laufbilder, die dem entspannungsbedürftigen Menschen doch ein so vielversprechendes Angebot machen, sich derart davonmachen? Müssen sie im Endeffekt das Gefühl der Trägheit, Zähflüssigkeit vermitteln? – Im Kino zumindest wird das Laufbild in aller Regel doch anders erlebt. Da reißt es mit – und wenn nicht, dann war entweder der Film besonders schlecht, oder wir waren außergewöhnlich verkapselt.

Integriert in das Programm, das selbst wiederum nur eines neben anderen ist, tendiert der Film beim Fernsehen dazu, seine Kontur zu

verlieren. Die Vielfalt von Ereignissen zerstört der Tendenz nach den Ereignischarakter des einzelnen Films. Das Schöne am Fernsehen – man muß nur einschalten, immer läuft etwas – zeigt hier seine Kehrseite: Der Rahmen fehlt.

Ausnahmen von dieser Regel seien zumindest angedeutet. – Zunächst ist an den kulturhistorischen Wandel vom Besonderen zum Alltäglichen zu erinnern. Dieser Wandel hat weiter eine individualgeschichtliche Parallele: Für das Kind repräsentiert Fernsehen zunächst das verbotene Reich der Erwachsenen. – Neben lebensgeschichtlichen Verschiebungen wären auch Regeln und Abweichungen im Jahres- und Tagesrhythmus des Fernsehens in Betracht zu ziehen.

Wie kann eine Bildbewegung, die mir davonläuft, weil sie erstens hastig ist und ich meinerseits zweitens nicht aufs Nachsetzen eingestellt bin, mich gleichwohl halten?

Auch andere schon haben etwa folgende Lösung des Rätsels gesehen: Der dauernde schnelle Wechsel der Bilder bindet die unwillkürliche Aufmerksamkeit, ob ich vom Geschehen, das sich über die Wechsel spannt, gefesselt bin oder nicht (vgl. Jörg 1991).

Diese Erklärung ist insofern etwas heikel, als sie die ästhesiologische Innenperspektive des Subjekts verläßt. Man argumentiert nicht gerade mit dem Pawlow'schen Hund, aber weit ist der nicht. Statt unwillkürliche Aufmerksamkeit könnte man auch sagen: Orientierungs-Reflex – bei plötzlichem Wechsel im Umfeld ist der Organismus auf dem Quivive. Das ist nun der Erfahrung durchaus zugänglich. Doch daß der dauernde abrupte Wechsel im Bilderstrom des Fernsehens die unwillkürliche Zuwendung sichert, auch wenn Herz und Verstand nicht dabei sind, verschließt sich der Selbstbeobachtung. Bewußt ist oder wird irgendwann der Zwiespalt zwischen Verstimmung und Dabeibleiben.

Von außen sieht man klarer: Das Flackern, das Sie bei abendlichen Spaziergängen in dunklen Fernsehzimmern sehen können, vermittelt ein Gefühl dafür, daß da unabhängig von jeder Bedeutung die Aufmerksamkeit alle paar Sekunden aufs neue auf Trab gebracht wird. Die Bildbewegung des Fernsehens trägt nicht, sondern hält fest.

Das wird deutlicher, wenn wir ein Geschehnis ins Auge fassen, das gerne in die Nähe des Fernsehens gebracht wird: das Feuer (z.B. Doelker 1989). – Tatsächlich zieht beidemal ein Flackern die

Aufmerksamkeit auf sich. Beim Bildschirm verdankt sich dieser Wechsel dem abrupten Schnitt. Bei jedem Schnitt zerreißt die Kontinuität der optischen Bewegung. Der veränderten Szenerie wendet man die Aufmerksamkeit unwillkürlich zu. Beim Feuer ist der Wechsel von hell und dunkel ein kontinuierlicher Fluß. Das Spiel der Flammen bietet eine Einheit von Abwechslung bzw. Bewegung und Ruhe. – So gedeiht vor dem Feuer eine Form der Gemütsbewegung, die das Fernsehen kaum zuläßt: die Träumerei.

Mit Kant (1983 [1798]) können wir in der bedeutungsfreien Bewegung des Feuers oder auch fließender Gewässer ihren Anregeungsgehalt für Gemüt und auch Denken erkennen. Unaufdringliche Bewegungsangebote können dem Nachdenken dienlich sein und zugleich wohltuend auf das Gemüt des Denkenden wirken. Erinnern Sie sich beispielsweise an das eingangs erwähnte Gefühl der Lähmung beim schöpferischen Prozeß.

Zahllose Dichter und Denker haben ein anderes unaufdringlich tragendes Bewegungsgeschehen besungen: den Spaziergang. Kurz gesagt: Beim Spaziergang verschränkt sich die Rhythmik der Körperbewegung mit freischwebender Aufmerksamkeit gegenüber den sinnlichen Erscheinungen der Umgebung. Das birgt eine glückliche Verbindung von äußerer Anregung und persönlichem Tempo.

Zurück zum Fernsehen. – Der skizzierte Idealtypus alltäglichen Fernsehens ließ eine Erscheinung unberücksichtigt, die in jüngerer Zeit öffentliches Aufsehen erregte: das Nebenbeisehen. – Ich bin mir ziemlich sicher, daß diese und andere Formen der Beschäftigung angesichts des laufendes Fernsehgeräts nicht nur hinsichtlich der jeweiligen Erledigung nützlich waren und sind. Wird da nicht nebenbei – und vielleicht mit sicherem Gespür – der Zumutung, im Rhythmus der Schnittfolge sich anschalten zu lassen, ausgewichen?

Man verschafft sich Luft gegenüber dem vorhin besprochenen Zuviel des Fernsehens und setzt zugleich einer Bildfolge, die oft genug die schiere Aufmerksamkeit hält, ohne das Gemüt zu erreichen, einen beruhigenden und belebenden Eigenrhythmus entgegen.

Durch die geteilte Aufmerksamkeit entstehen allerdings Lücken: ›Was ist passiert?‹ Dem Mitgehen schadet das nur auf den ersten Blick. Durch die Lücken kann das Bildschirmgeschehen sozusagen hinterrücks spannender werden, eine innere Beteiligung erfahren, die sonst nicht aufkäme. – Wenn der Dreh der Nebenbeschäftigung

auch nicht regelrecht zur Bekämpfung des Zuviel und Zuwenig des Fernsehens ausgeheckt wurde, der Falle des Angebots jedenfalls ist ein doppelter Haken geschlagen.

Man kann sich auch mit ganz anderer Ausrichtung zu helfen suchen: Wirklich ein bißchen ›Fernsehkino‹ inszenieren. Beispielsweise indem man den Apparat möglichst erst zu Beginn des interessierenden Programmteils einschaltet und umgehend nach dem Ende wieder ausschaltet.

Hat man das im Sinn, können schon die Ansagerinnen oder Ansager davor und danach den Heimkino-Genuß erheblich mindern. Eine Fortsetzung der genannten Methode mit technischen Mitteln ist die Bevorzugung von Videoaufzeichnungen. Handelt es sich um selbst erstellte Mitschnitte, bekommen die Programmfransen vor und nach dem Film einen absurden und abgestandenen Charakter.

Die letzte der seelischen Selbsthilfetechniken, die ich besprechen möchte, wird meist unter diesem oder jenem terminus technicus aus der amerikanischen Umgangssprache verhandelt: Das Springen von Kanal zu Kanal.

Handelt es sich dabei einfach um die Suche nach einem spannenden Programm, oder wird hier in formaler Spielerei ein individueller Videoclip, ein »elektronisches Kaleidoskop«, wie man das nannte (Doelker 1989), erzeugt? Ersteres ist sicher meist das vordergründige Motiv, letzteres mag gelegentlich selbst Motiv oder zumindest Ergebnis sein.

Aber ein wesentlicher Reiz der Springerei könnte auch die dadurch erzeugte Spannung sein: Man fängt damit an, weil man sucht, man macht nicht deshalb weiter, weil dabei ein hübsches Chaos herauskommt, sondern im Gegenteil eine Art Puzzle. Man sieht tatsächlich zwei, drei und mehr Filme zugleich, sprich: bekommt sie auf die Reihe. Wo bleiben die Kognitionspsychologen, die das zu würdigen wissen! – Die Art, wie hier im Eigenrhythmus Spannung erzeugt wird, dürfte für Mitseher allerdings in der Regel eine Qual sein.

Ratschläge dafür, wie Sie es mit Ihrem Gerät halten sollen, erspare ich uns. Wenn es von sich aus seinen Geist aufgibt, ergibt sich ja zwanglos die Gelegenheit, die Lebenskunst des Abschaltens aufs neue zu bedenken.

Literatur

- Dieckhoff, K.-H. (1992). Persönliche Mitteilung, derzufolge besagtes Diktum von E. Noelle-Neumann im Fernsehen verbreitet wurde.
- Doehlmann, M. (1991): Langeweile? Frankfurt/Main
- Doelker, Ch. (1989): Kulturtechnik Fernsehen. Stuttgart
- Jörg, S. (1991). Das Fernsehen und die Wahrnehmungswelt der Zuschauer. In: Media Perspektiven 1/1991 (45-50)
- Kant, I. (1798): Anthropologie in pragmatischer Hinsicht. Stuttgart 1983
- Sturm, H. (1991): Fernsehdiktate: Die Veränderung von Gedanken und Gefühlen. Gütersloh
- Weidenmann, B. (1989): Der mentale Aufwand beim Fernsehen. In: Groebel, J./Winterhoff-Spurk, P. (Hg) (1989): Empirische Medienpsychologie. München (134-149)

Anzeige

Der Stein der Weisen erwies sich leider als
eine Illusion.

Real aber ist der steinige Weg und unsere
psychologische Beratungsmethode:
die systematische Integration von
Wirkungsforschung und Projektentwicklung
zur optimalen Produkt-Positionierung und
gezielten Plazierung im Markt.

STEINWEG INSTITUT

WIRKUNGSFORSCHUNG/PROJEKTENTWICKLUNG

GEORG STARK, DIPL.-PSYCHOLOGE

STEINWEG 3, 50667 KÖLN

TEL. 02 21 - 257 07 07

FAX. 02 21 - 257 09 06